

Reisenotizen aus dem Logbuch der SAMIRA

Karibik San Blas - Puerto Bello

8. Dezember 2002 bis 17. Dezember 2002

8. Dezember 2002

Der Passat weht mit 10 bis 15 Knoten aus NE und unser Ankerplatz ist etwas unruhig. Beim Frühstück beschliessen wir noch eine selten besuchte Inselgruppe, die Islas Robeson, ganz im innern des Golfes von San Blas zu besuchen. Sorgfältig manövrieren wir zwischen den beiden Riffen von Porvenir hinaus und gleiten mit einer Backstagbrise ins innere des Golfes. Etwa anderthalb Stunden später ankern wir hinter Tuwala (George). Sogleich kommen Kanus mit sehr traditionell gekleideten Frauen. Sie lachen freundlich und bieten uns Molas an. Wir bedeuten ihnen, dass wir sie auf ihrer Insel besuchen werden. Männer bieten uns Krabben, Fisch, Bananen und Trinknüsse an.



Am Nachmittag besuchen wir Tuwala. Diese ganz kleine Insel wird von einem Familienclan von etwa 25 Personen bewohnt. Selbstverständlich kostet uns der Eintritt in diese kleine Welt zwei Molas. Dafür stehen wir mitten in einer Familienhütte und können deren Einrichtung in Ruhe betrachten, während eine junge Frau die von uns ausgesuchte Mola von einer ihrer Blusen trennt. Wir sehen ein Bett, drei Hängematten, eine kleine Kommode mit Spiegel, aber keinen Kasten. Alle Kleider hängen an Stangen im Dachgebälk. Alle Molablusen werden mit der Innenseite nach aussen aufbewahrt. Neben den Hütten stehen hölzerne Reismörser und eine einfache Quetsche zum ausdrücken von Zuckerrohr, alles ist selbst hergestellt. Es ist für uns nicht möglich innerhalb der Insel von einer Hütte zur andere zu gehen. Wir müssen das Dingi nehmen und zum Steg, der zur nächsten Hütte gehört fahren. Dort werden wir dann deren Bewohner empfangen.



9. Dezember 2002

Der Tag beginnt strahlend. Es scheint, dass sich in den letzten Tagen ein leichter Passat durchgesetzt hat und die Regenzeit beendet ist. Während der letzten Wochen war der Himmel meist diesig, die Berge der Panamesischen Küste waren kaum zu sehen, da sich die Wolken an ihnen stauten. Oft zogen Regenschauer über das Schiff, vor allem nachts. Nur auf den äusseren Inseln des Archipels schien die Sonne. Wir erlebten auch sehr heftige Gewitter und mehr als einmal stand ich nachts auf um die Antennen zu erten.



Die Kunas arbeiten am Vormittag und widmen den Nachmittag der Familie und der Gesellschaft. So halten wir das auch. Nach dem Frühstück verrichten wir die anfallenden Arbeiten, Schreiben den Bericht, begrüßen Besucher, die uns frisch gefangene Krabben oder Fisch anbieten und lesen etwas. Mittags ist dann die ganze Bucht voll von Segelkanus, heute zähle ich über 20! Die Männer kommen von der Arbeit auf den Feldern die auf dem Festland liegen zurück. Wir essen etwas und halten eine halbe Stunde Mittagsruhe. Dann machen wir uns auf den Weg nach Ubican-Tupu (Isla Nellie), das eine viertel Seemeile südlich unseres Ankerplatzes liegt.



Als wir uns mit dem Dingi der Insel nähern winkt uns ein Kuna an den Steg. Wir machen fest und stehen etwas unschlüssig am Ufer. Ein kleinerer Mann mittleren Alters begrüsst uns und stellt sich vor, Juan el Leon. Er schlägt uns einen Inselrundgang im Gegenuhrzeigersinn vor. Durch ganz enge, sauber gerechte Gassen führt er uns zwischen palmwedelgedeckten Hütten hindurch. Die Häuser auf dieser Insel stehen so dicht, dass auf den Gassen oft kaum zwei Personen an einander vorbei kommen. Trotzdem begleiten uns viele Kinder und Frauen zeigen uns ihre Molas. Als wir bei seinem Haus ankommen bittet er uns in seiner ruhigen Art ein zu treten. Die Hütte ist gross und luftig, etwa 12m lang und 5m breit. In ihr lebt eine vielköpfige Grossfamilie. Der Innenraum wirkt angenehm aufgeräumt und nicht überfüllt. Durch die Ritzen in den Bambuswänden fällt gedämpftes Licht und ein feiner Luftzug wirkt kühlend. Ein grosses Bett steht da und zwei ganz kleine Babys ruhen in Hängematten. Auch hier hängen die Kleider und der ganze Hausrat fein säuberlich geordnet im Dachgebälk. Juan stellt uns seine Frau vor und Sabina überreicht ihr etwas Kaffee und Zucker. Andere Frauen tragen Kinder auf dem Arm. Offensichtlich leben und arbeiten sie normalerweise mit nacktem Oberkörper und bedecken sich nur notdürftig mit einem Tuch, wenn Fremde kommen. Die Kinder sind alle auffallend friedlich, keines Quengelt oder schreit, obwohl wir viele mit Hautausschlägen oder entzündeten Augen sehen. Wir sahen bis heute auch keine Kinder streiten.



Hinter dem Schlaf- und Wohnhaus steht die Koch- und Esshütte. Über einem fast heruntergebrannten Feuer liegen auf einem Rost einige Fische zum räuchern und Bündel von selbst angebautem Reis sind zum trocknen aufgehängt. Neben der Kochhütte, in einem kleinen Hof der ans Meer grenzt, steht ein alter, immer noch benutzter, hölzerner Reismörser. Männer und Frauen trennen mit schweren Holzstösseln den Reis von der Spreu.

Auf unserem Weiteren Rundgang kaufen wir 6 Limonen vom Baum, 10 Brote und zwei Molas, die einzige Verdienstmöglichkeit für Inselfrauen. Als wir zum Dingi kommen liegt ein kleiner Kolumbianischer Handelsschoner am Steg.

Bei Windstille sitzen wir abends in der Plicht und hören Stimmen von den umliegenden Inseln, doch nach dem Einnachten ist kein einziges Licht zu sehen. Wüssten wir nicht, wie dicht die Inseln bewohnt sind, so dächten wir sie seien komplett verlassen



10. Dezember 2002

Ich erwache früh, als ich leise Stimmen von einem Kanu an der Bordwand höre, doch ich gehe nicht an Deck und so rudern sie weiter. Nach dem Frühstück kommt Juan el Leon mit seinem Kanu vorbei. Er verabschiedet sich, da er für vier Tage zum Rio Mandinga fährt um Mais zu pflanzen. Jede Insel hat ihre eigenen Felder am Festland, wo Reis, Zuckerrohr, Ananas, Limonen, Kokosnüsse, Mais, Yams, Yuka und andere Früchte angebaut werden. Neben den Molaverkäufen bietet das die Lebensgrundlage für eine Insel.



Obwohl wir nur etwa 9sm von Porvenir entfernt ankern, sehen wir im ganzen Golfo de San Blas keine einzige Jacht. Alle scheinen nur auf den Cayos Hollandes auf Green Island und in Cicime, dem Cayo Yate, wie die Einheimischen sagen, zu liegen. Die inneren Inseln sind vom Tourismus fast unberührt. Wir freuen uns sehr darüber und nehmen uns die Zeit uns auf deren Bewohner ein zu lassen.

Am Nachmittag besuchen wir Aritupu (Isla Lena). Auch hier bietet sich uns sofort ein junger Mann als Führer an. Wir sehen neben den schönen Hütten auffallend wenige Frauen, die uns Molas verkaufen wollen. Dafür grüssen uns viele Männer, die uns schon im Kanu besucht haben. Wir haben allen ein kleines Säckchen Zucker, Linsen, Reis oder Kaffee geschenkt.



Wie jede Insel hier hat Aritupu eine grosse Hütte für den Congreso, die Volksversammlung und eine zweite für die Feste. In dieses Festhaus werden wir gebeten um den Chefe zu begrüßen. Ausser ihm und einigen Männern sehen wir hier etwa 20 Frauen in ihrer traditionellen Tracht. Sie tragen ein blaues Tuch um die Hüften, eine Molabluse und ein rotes Kopftuch und sind damit beschäftigt für morgen ein Festessen und eine Chicha vor zu bereiten. Eine Chicha ist ein leicht alkoholisches Getränk aus Zuckerrohrsaft und Kaffee, das nur an Festen getrunken wird. Unser Führer lädt uns für morgen drei Uhr zum Fest ein. Der Chefe sagt uns, wir sollen Whisky mitbringen. Eine der Frauen erhebt sich und sagt mit lauter Stimme etwas.



11. Dezember 2002

Am Vormittag verkauft uns ein Mann Limonen. Da wir kein Münz haben nimmt er einen 10 Dollarschein zum Wechseln mit. Wir sehen ihn nie wieder.

Um drei Uhr fahren wir mit unseren Geschenken nach Aritupu und sind gespannt, was uns erwartet. Niemand erwartet uns und nur wenige schauen aus ihren Häusern. Wir setzen uns am Plätzchen und schauen einigen Kindern beim Korbballspielen zu. Niemand, den wir kennen lässt sich blicken. Nach einiger Zeit erscheint ein junger Mann und sagt er sei der Secretario. Wir sprechen mit ihm über die Kultur der Kunas, er erwähnt den Whisky, aber nicht die Chicha. Ich schlage einen Rundgang vor auf dem er uns geschickt an der Festhütte vorbei leitet. Er zeigt uns sein grosses Segelkanu und erklärt er sei Führer. Er könne uns morgen den Friedhof am Nava Gandi, nördlich des Rio Mandinga an dem Aritupu seine Pflanzungen hat, zeigen. Wir fahren zurück und sind enttäuscht. Wir können uns des Eindruckes nicht erwehren, dass viele Kunas sehr darauf aus sind von den Yachtis so viel als möglich zu profitieren. Sie verkaufen Molas, Fisch, Krabben, Yuca und Limonen, erbitten Medizin, Reis, Kaffee, Zucker, Bohnen und Revistas (Illustrierte) und bitten, wenn man etwas gibt, sogleich um etwas weiteres. Sie möchten aber so wenig als möglich von sich aus geben, weder Materielles, noch kulturelle Einblicke. Vielleicht aber muss ein Volk, das üblicherweise ohne Geld lebt und seine Identität weiterhin erhalten möchte so handeln.

Zurück an Bord rechnen wir nicht damit, dass Morris morgen kommen wird.

12. Dezember 2002

In der ersten Morgendämmerung um 6 Uhr stehen wir auf und trinken Kaffee. Kurz nach 7 erscheint tatsächlich ein Segelkanu mit zwei Mann und hält auf die SAMIRA zu. Mit Morris und Louis segeln wir in einer leichten Morgenbrise zum Flussdelta. Dann wird der Mast gelegt und die Beiden paddeln und stacheln den wunderschönen Urwaldfluss hinauf. Ausser dem Vogelgezwitscher und dem Gesumme der Insekten herrscht absolute Ruhe. Leicht gleiten wir an Kokospalmen, Mangobäumen, Kalabassenbäumen, Bananenstauden, Hibiskus, Kakaobüschen und vielen anderen Tropenwaldgewächsen vorbei. Hinter einer Biegung am Ufer, wo schon ein Kanu liegt, gehen wir an Land. Vom Wald überdacht führt eine hohe, in den Lehm gestampfte Treppe den Hügel hinauf. Oben stehen in einer Lichtung einige Palmwedelgedeckte Dächer am Boden. Darunter sind die Gräber, kleine Lehmhügel, die neueren bedeckt mit dem schönsten Badetuch des Verstorbenen. Auf allen Gräbern sehen wir das Essgeschirr des Verstorbenen und ein Tongefäss, in dem während der ersten drei Monate wöchentlich ein kleines Feuer abgebrannt wird.





Auf dem Rückweg kreuzen wir mit dem kiellosen Kanu gegen eine leichte Brise auf.

13. Dezember 2002

Bei absoluter Flaute verlassen wir heute unseren Ankerplatz bei Tuvala und motoren zu den Cayos Chichime. Wir ankern zwischen Uchutupu Pipi und Uchutupu Dumat, das sind zwei kleine, mit Kokospalmen bestandene Inseln, die sich wie alle übrigen hier, höchstens 50cm über den Meeresspiegel erheben. Beide Inseln sind von zwei drei Kunafamilien bewohnt, die uns geräucherten Fisch verkaufen. Hier warten wir auf günstigen Wind um nach Portobelo zu segeln.



15. Dezember 2002

Es ist so schön hier im klaren Wasser der Lagune zu liegen und nur von wenigen Kanus Besuch zu erhalten, dass wir die Abreise aus San Blas noch einmal einen Tag verschieben.



16. Dezember 2002

Bereits um 06h morgens sind wir wach und Sabina macht Kaffee, während ich die letzten Vorbereitungen zum Anker auf gehen mache. Da sehen wir einen schönen Katamaran, die TANOA mit Roman an Bord ankommen. Wir haben ihn zuletzt in Trinidad getroffen. So kommt es, dass wir halt erst um 08h auslaufen. Samira läuft gut unter allen Segeln, aber der Wind dreht langsam gegen Westen, so dass wir immer höher anliegen müssen. Schliesslich müssen wir mit der Maschine etwas stützen, um noch bei Tageslicht an zu kommen.

Eine goldene Abendsonne beleuchtet die von dichtem Urwald gesäumte Bucht von Portobelo und ein Duft von feuchtem Wald weht vom Land her. Wir sehen die alten Befestigungsanlagen der Spanier auf den Hügeln und zu hinterst das Dorf. Einige Fahrtenschiffe liegen ruhig vor Anker, auch längst aufgegebene Träume sind dabei. Wir erkennen die NYALI und bringen Ruth und René einige gelesene Zeitschriften. Bei einem Glas kühlem Weisswein tauschen wir unsere Erlebnisse aus und spontan lädt Ruth uns zum Nachtessen mit Fleisch und frischem Salat ein. Wir geniessen es sehr, haben wir doch am 8. November zum letzten Mal eingekauft!



17. Dezember 2002

Puerto Bello nannte Kolumbus diese Bucht im November 1502, Francis Drake hatte 1570 hier seine Basis um Spanische Handelsschiffe zu kapern und kam 1590 zurück um die neuen Befestigungsanlagen der Spanier zu zerstören. Die in Südamerika geplünderten Reichtümer wurden damals zu einem Hafen an der Pazifikküste verschifft, mit Maultierkolonnen nach Portobelo gebracht und hier in die spanischen Galeonen verladen. Das Lagerhaus von Portobelo war, so schreibt ein Englischer Jesuit, so mit Gold gefüllt, dass die Kisten mit den Silberbarren unbewacht in den Gassen standen. Das lockte auch Seeräuber wie Henry Morgan anno 1668 an. Wir liegen also hier an historischer Städte vor Anker.



Am Vormittag besuchen wir das Fort San Fernando, eines der drei grossen, von den Spaniern nach 1600 gebauten Forts. Es liegt auf der Nordseite der Bucht und besteht aus drei Bauwerken. Eine grosse Mauer mit 12 Kanonen steht direkt am Wasser. Amerikaner holten dort allerdings viele der grossen Kalksteinquader um den Wellenbrecher am Nordende des Panamakanals zu bauen. Auf halber Hanghöhe steht eine etwas kleinere Festung mit 6 Kanonen. Zu aller oberst, nur über einen sehr steilen Hang zu erreichen, steht eine Würfelförmige, mit einem Graben umgebene Festung von 10 x 10 Schritt Seitenlänge. Hier sehen wir viele kleine Schiesscharten. Offensichtlich war es nicht möglich Kanonen bis hier hinauf zu schaffen. Wir verstehen das, sind wir selbst doch schon bachnass vom steilen Aufstieg in der Vormittagshitze.

Am Nachmittag schauen wir uns das Städtchen an. Ausser dem alten, von den Spaniern restaurierten Lagerhaus, dem Fort und der Kirche finden wir fast nur einstöckige Holz- oder Betonbacksteinhäuser. Alles wirkt sehr ärmlich, im Gegensatz zu den Kunahütten, die zwar einfach aber nie ärmlich wirkten. In der Kirche finden wir die berühmte schwarze Christusfigur und daneben eine Marienstatue, die ein Paar Handschellen hält, die Schutzpatronin der Taschendiebe! Ich stecke eine Hand in die Tasche und halte mein Portemonnaie fest.



Als wir zum Dingisteg zurück kommen empfängt uns eine Horde von Vorschulkindern. Alle schreien: „Me dingiwat!“ und verlangen Münzen. Sabina gibt jedem zwei Bonbons. Jeder

drängelt rücksichtslos, stösst den Kleineren weg und versucht ein zweites Mal die Hand hin zu halten. Ein kleiner Bub fällt um und schlägt sich den Kopf so auf, dass er heftig blutet. Er schreit laut. Das beeindruckt weder seinen Vater, der am Ufer sitzt, noch seine Mutter in der Hütte. Wir rufen ihr. Sie kommt langsam, mit schleppendem Schritt, schaut uns sehr böse an und reibt dem Kleinen sein dreckiges T-Shirt lieblos grob über den Kopf. Dann geht sie weg ohne ein Wort zu sagen. Wir steigen ins Dingi und denken an den liebevollen Umgang der Kunaeltern mit ihren vielen Kindern. Keines der Kleinen hörten wir je weinen, keines sahen wir streiten. Kamen Frauen oder Männer mit ihren kleinen Kindern im Einbaum zum Schiff gerudert und erhielten von uns eine Zeitschrift oder etwas Reis, so gaben sie es immer dem kleinsten Kind zum Halten. Genauso ging es, wenn uns eine reine Kindercrew in ihrem Kindereinbaum besuchte. Auch die vielen Kinder, die uns durch die Dörfer begleiteten stritten oder drängelten nie.